

Die Bleibergwerke von Bukatschatscha

Von der Existenz von Bleibergwerken erfuhr ich erst im Herbst 1954 bei meinem dritten Arbeitseinsatz in Transbaikalien. Bis dahin hatte ich nie etwas von einem Bleibergwerk gehört und über die Herkunft von Blei keinen einzigen Gedanken verschwendet. Dabei war Blei in meiner Kindheit eigentlich allgegenwärtig.

Im Sommerhalbjahr 1952 durchsuchten wir das westlich am Baikalsee gelegene Baikalgebirge nach dem so begehrten Uranerz, wurden aber leider nicht fündig. Was sich für mich mehr als ein Abenteuer-Urlaub anließ, war für unsere bedauernswerte Kollektivleiterin, Frau Doktor Walewskowa, schon so etwas wie eine persönliche Katastrophe.

Ein volles Sommerhalbjahr erfolglose Suche nach dem für die damalige Sowjetunion so ungeheuer wichtigen Rohstoff zur Fertigung von Atombomben, das konnte uns der Sowjetstaat nicht verzeihen.

Was sich unsere Frau Doktor Walewskowa anhören musste, entzieht sich meiner Kenntnis, aber als wir dann beim zweiten Einsatz im Sommerhalbjahr 1953 im südlich des Baikalsees gelegenen Östlichen Sayan-Gebirges nicht nur fündig wurden, sondern nach vorsichtiger Schätzung sogar ein ziemlich mächtiges Uranerzlager entdeckten, weinte unsere Frau Doktor hemmungslos vor Freude. Eine zweite Fehlexpedition hätten wir uns auch nicht leisten dürfen!

Im Frühjahr 1954 befand ich mich mit unserem Kollektiv nun schon zum dritten Mal in Transbaikalien. Unsere Aufgabe bestand noch immer im Auffinden und Erstellen der Mächtigkeit von Uranerzlagern.

(Siehe dazu auch Beitrag: „Der Baikalsee“ unter www.russischstunde.de)

Unser dritter Einsatz begann im Bargusin-Gebirge, am oberen Nordostufer des Baikalsees gelegen. Wir richteten unser Basislager auf einem Lastprahm ein, der am Seeufer in der Nähe von Sosnowka vertäut wurde. Von den Gebirgen die den Baikalsee umgeben, ist das Bargusin-Gebirge zwar das kleinste, aber mit dem bis zu 2845 Meter hochragenden Katsan schon ein richtiger Hochgebirgszug der weit über die natürliche Baumgrenze hinaus ragt. Doch nach knapp zwei Monaten kam die Anweisung von der Einsatzleitung in Irkutsk, sofort die Arbeit einzustellen und sich mit dem Lastprahm zum Port Ustj-Bargusin zu begeben.

Am vereinbarten Tag kam ein LKW aus Irkutsk und holte uns und unsere Gerätschaften ab, um uns zur Einsatzleitung nach Irkutsk zu bringen.

Von der Einsatzleitung erfuhren wir, das ganz in der Nähe eine vielversprechende Lagerstätte von Uranerz vermutet würde.

Das „ganz in der Nähe“ entpuppte sich dann als Einsatz-Gebiet Nertschinsk im Oblastj Tschita, (Gebiet Tschita) genau 1087 Bahn-Kilometer von Irkutsk entfernt. Diese Km-Zahl ging aus unserer Putjowka (Reiseerlaubnisdokument) hervor.

Wir waren froh, dass unsere schlimmen Befürchtungen, die wir nach dem Arbeitsabbruch-Bescheid von der Einsatzleitung in Irkutsk hegten, nach dem neuen Außenkommando nun gegenstandslos waren. So ein abrupter Einsatzabbruch bedeutete hierzulande in der Regel meistens nichts Gutes.

Mit der strikten Anweisung, in der Oblastj-Hauptstadt Tschita den Zug zu verlassen und uns im Bahnhof beim Bevollmächtigten für Staatssicherheit zu melden, traten wir unsere Reise an.

(In der Sowjetunion gab es auf allen Großstadt-Bahnhöfen einen solchen Bevollmächtigten)

In der Oblastj-Hauptstadt Tschita angekommen erfuhren wir, weshalb wir uns zu melden hatten. Fünf Bahnstationen hinter Tschita begann ein großes Sperrgebiet, das zu Betreten eine Anzahl von Sondergenehmigungen erforderlich machte. Eben diese Sondergenehmigungen müssten wir uns erst von der Oblastj-Verwaltung ausstellen lassen. Dabei erfuhren wir auch schon die ersten Details über unser neues Einsatzgebiet.

Das Gebiet Tschita ist flächenmäßig so groß wie die Bundesrepublik Deutschland, das sich darin befindliche Sperrgebiet so groß wie das Bundesland Saarland. In den fünf größeren Städten dieses Sperrgebietes, in Schilka, Chobon, Nertschinsk, Tschernyschewsk und Bukatschatscha leben freie Zivilisten, strafversetzte Funktionäre und Strafgefangene mit ihren Bewachern mehr oder weniger einträchtig beisammen.

Das Sperrgebiet umfasste einen großen Strafarbeitslager-Komplex mit mehreren Arbeitslagern und einigen Fabrikanlagen, sowie die dazu gehörigen Verbindungsstraßen und Schienenwege.

Jedes einzelne Lager und jede einzelne Fabrik in diesem Sperrgebiet stellte eine einzelne Sperrzone für sich dar und konnte nur mit der ausdrücklich nur für diese eine Sperrzone gültige Sondererlaubnis betreten werden.

Die Erlaubnisscheine, die uns die Oblastj-Verwaltung für jeden einzelnen von uns Kollektiv-Mitgliedern ausgestellt hatte, trugen einmal das Dienstsiegel der Oblastj-Verwaltung. Danach wurde von der Sicherheitsabteilung der Verwaltung der Strafarbeitslager im Oblastj Tschita geprüft, ob der angegebene Grund des Aufenthaltes im Sperrgebiet unbedingt erforderlich ist. Nach Überprüfung wurde dann das Dienstsiegel dieser Dienststelle auf den Erlaubnisschein gedrückt.

Damit hatten wir zumindest erst einmal die Erlaubnis, das Sperrgebiet betreten zu dürfen. Erst danach durften wir die neun Bahnstationen zu unserem Einsatzort weiterfahren. Allerdings wiederum mit der eindringlichen Ermahnung, uns bei Ankunft in Nertschinsk sofort bei der Rayon-Verwaltung des Kreises Nertschinsk zu melden. Hier bekämen wir dann die erforderliche Sondererlaubnis, die Sondersperrzonen Straßen und Schienenwege im Kreisgebiet von Nertschinsk benutzen zu dürfen.

Bei der Bahnstation Schilka, wo ja das Sperrgebiet begann, schauten wir aus dem Zugfenster um irgend etwas Auffälliges zu entdecken. Doch nichts Ungewöhnliches war zu bemerken. In Nertschinsk allerdings bekamen wir sofort zu spüren, dass wir uns in einem Sperrgebiet befinden.

Kaum hatten wir das graue Bahnhofsgebäude betreten, schon waren wir von einigen Milizionären der Stadtmiliz umringt und mussten uns ausweisen. Noch genügte unser Erlaubnisschein für das Sperrgebiet, aber zur Weiterfahrt ins direkte Arbeitsgebiet mussten wir uns erst wieder von der Rayon-Verwaltung (Kreisverwaltung) die Sondererlaubnis zum Betreten der Straßen- und Eisenbahnzonen ausschreiben lassen.

Außerdem wurden wir sogar noch sehr gründlich gefilzt. Auf die Frage unserer Kollektivleiterin, wieso wir wie Strafgefangene gefilzt werden, hieß es kurz und lapidar: „Aus Sicherheitsgründen!“

Allerdings, ein Wunder war es nicht, dass man sich wie die Geier auf uns stürzte. Wer zusätzlich zu den prall gefüllten Rucksäcken mit den Privatsachen mit einer großen und schweren Holzkiste mit Gerätschaften die es in keinem normalen Geschäft zu kaufen gibt in ein Sperrgebiet einreist, der muss sich nicht wundern, dass er das Misstrauen der Sicherheitsorgane weckt.

Zudem hatte unser Oleg Walewskow, der Mann unserer Kollektivleiterin, unseren Geigerzähler an einem Lederriemen um den Hals hängen und dieses sonderbare Gerät erweckte natürlich auch sofort starkes Misstrauen.

Einerseits musste das Gerät wie ein rohes Ei behandelt werden, zum anderen bekam unser Oleg bei der Aushändigung des Gerätes 5 Jahre Arbeitslager versprochen, falls er das Gerät verliert. Kein Wunder, denn es war ein japanisches Produkt und kostete dem Sowjetstaat teure Devisen.

Zum Abgleichen der Strahlenwerte der in jedem anderen geographischen Bereich unterschiedlichen natürlichen Strahlung, befand sich in unserer Materialkiste noch ein höchst verdächtiges Utensil: ein ca. 20 cm langes Stück dickes Wasserrohr aus Blei, das an beiden Enden dicht zugedrückt war.

In diesem Bleirohr befand sich ein kleines Stück Uran 235, von uns Aktivprobe genannt, das sehr Strahlungsintensiv war und sich deshalb zum Aufbewahren in diesem Stück Bleirohr befand.

Arbeitsschutz auf Russisch! 125 Gramm Prüfmaterie wurden in einem 2,5 Kilo schweren Behältnis transportiert.

Natürlich wollten die Milizionäre wissen, was sich in dem verdächtigen Rohrstück befand. Gerade wollte unser Oleg erklären, was sich in dem Rohrstück befand, da fiel ich ihm ins Wort und sagte zu dem Milizionär:

„Genosse, hier ist ein Spatel zum Öffnen des Bleirohres, öffnen Sie es und kontrollieren dann zügig weiter! Wir haben eine Norm zu erfüllen und unsere Zeit ist knapp bemessen.“

Grinsend sahen wir dann zu, wie der unbedarfte Kerl das Rohrstück aufhebelte und die Aktivprobe auf seine Hand kullern ließ.

Zu Oleg gewandt sagte ich:

„ Das ist dein Spezialfach, erkläre dem Genossen, um was es sich handelt!“

Doch Oleg war zu feige, dem Milizionär zu sagen, welcher gefährlichen Gegenstand er da gerade auf seiner Hand liegen hatte. So begnügte sich Oleg nur mit der lapidaren Bemerkung: „Unsere Aktivprobe zum Justieren des Geigerzählers!“

Am Ende der Filzerei hatte dieser uniformierte Prolet noch die Frechheit, mich um eine Flasche Wodka anzubetteln.

In meinem Rucksack hatte ich unter anderem auch 3 Halbliterflaschen Wodka der Nobelmarke „Stolitschnaja“. Höhnisch ließ ich den Milizionär mit der Bemerkung abblitzen: „Das ist Deputat nur für die Intelligenz!“

(Zu dieser Zeit gab es für die „Intelligenzija“ noch diverse Sonderzuteilungen vom Staat.)

Nach der Filzerei durften wir das Bahnhofsgebäude verlassen und begaben uns zur Rayon-Verwaltung, um uns die restlichen Erlaubnisscheine ausstellen zu lassen.

Das Basislager zur Lagerung unserer Arbeitsmaterialien befand sich im ca. 145 Km entfernten Bukatschatscha, wohin eine Nebenstrecke des Transsistraktes von der Bahnstation Dunajewo aus führte.

Auf der vierstündigen, stets bergauf führenden Fahrt von Dunajewo nach Bukatschatscha sahen wir schon die ersten größeren Gruppen von Häftlingen bei der Arbeit.

Während meines bisherigen Lebens habe ich schon sehr viele Gefangene in meiner unmittelbaren Umgebung sehen müssen.

Ab September 1939 bis zu meiner Heimkehr aus der Sowjetunion im Jahre 1991 gehörten Gefangene eigentlich zum völlig normalen Erscheinungsbild in meinem Leben.

Gleich zu Beginn des Zweiten Weltkrieges erschienen die ersten polnischen Kriegsgefangenen im Deutschen Reich. Wenig später erschienen die ersten polnischen Zivilarbeiter, die mit einem „ P “ auf der linken Brustseite gekennzeichnet waren.

Kurz darauf kamen die ersten französischen Kriegsgefangenen. Ihnen folgten die englischen, und unmittelbar nach Beginn des Russlandfeldzuges kamen die Russen.

Bald darauf kamen auch schon die ersten russischen Zivilisten ins Reich, die anfangs noch als freiwillig angeworbene Arbeitskräfte erschienen.

Aber später kamen die russischen Zivilisten in größeren Schüben ins Deutsche Reich, weil sie in ihrer Heimat in größerer Anzahl von der deutschen Besatzungsmacht zwangsrekrutiert wurden.

Diese Menschen erkannte man nicht nur an ihrer typischen östlichen Physiognomie als Russen, zusätzlich mussten sie noch ein „Ost“ auf der linken Brustseite tragen.

Aber auch aus den Ländern Holland, Belgien und Luxemburg waren viele Zivilisten, vornehmlich Ärzte und hochqualifizierte Fachkräfte, zum Arbeitseinsatz im Deutschen Reich verpflichtet worden.

Für jeden deutschen Mann, der zum Kriegsdienst einberufen wurde, kam ein Mann oder eine Frau aus den von der Deutschen Wehrmacht besetzten Ländern nach Deutschland zum Arbeitseinsatz. Weitere Millionen mussten in Gefangenenlagern schmachten.

Besonders für die Russen stellte die Gefangenschaft in Deutschland ein unvorstellbares Martyrium dar, weil sie von der deutschen Herrenrassen-Ideologie als „bolschewistische Untermenschen“ bezeichnet wurden und ihnen jede noch so geartete menschliche Fürsorge konsequent verweigert wurde.

Bei Kriegsende zogen Millionen Menschen aus den vielen deutschen Lagern singend und lachend zu den Sammelplätzen, in der frohen Erwartung, nun bald die geliebte Heimat wieder zu sehen.

Auch die Russen zogen singend und lachend zu den Sammelplätzen und wunderten sich nicht einmal, warum sie von bewaffneten Posten begleitet wurden.

Auf den weiträumig abgesperrten Sammelplätzen für die ehemaligen russischen Gefangenen spielte sich dann eine Tragödie ab, die für diese bedauernswerten Menschen wie ein tiefer Messerschnitt in ihrer Seele wirken musste.

Während die aus den westlichen Demokratien stammenden ehemaligen Gefangenen unter der Fürsorge des Internationalen Roten Kreuzes zu den Sammelplätzen geführt wurden und dort erste notwendige Hilfe bekamen, wurden die Russen unter Bewachung von NKWD-Truppen zu gut abgesicherten Sammelplätzen gebracht und dort strengen Verhören unterzogen.

Pauschal wurden höhere Offiziere der Roten Armee, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren, als „Verräter“ gleich an Ort und Stelle erschossen. Das Todesurteil fielte eine sogenannte „Sudebnaja-Troika“, (Drei-Personen-Standgericht) bestehend aus einem NKWD-Major, einem NKWD-Hauptmann und einem Politkommissar.

Die Mannschaftsdienstgrade wurden pauschal wegen „Feigheit vor dem Feind“ zu fünf Jahren Arbeitslager verurteilt.

Aber auch den Zivilisten erging es nicht viel besser. Wer auch nur im Verdacht stand, sich freiwillig zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gemeldet zu haben, wurde ebenfalls gleich an Ort und Stelle erschossen. Der Rest der russischen Arbeitssklaven, die sich gerade noch über ihre wiedergewonnene Freiheit freuten, wurde ebenfalls pauschal wegen Feindbegünstigung zu fünf Jahren Arbeitslager verurteilt.

Tagelang musste jeden Abend ein Arbeitskommando eine Grube für die Erschossenen ausheben und verscharren!

Ich wurde im April 1945 von der Roten Armee aus dem Zuchthaus Bautzen befreit und musste noch einige Zeit auf meinen Entlassungsschein mit dem Statusvermerk: Antifaschist! warten. So hatte ich Gelegenheit, als Augenzeuge dieses unmenschliche Drama erleben zu müssen.

Aber auch die von den westlichen Armeen befreiten Russen konnten sich nur sehr kurze Zeit an ihrer Befreiung erfreuen.

LKW-Ladungen voller singender und fröhlicher befreiter Russen karrten die Amerikaner an die Demarkationslinie, (Trennlinie der einzelnen Besatzungszonen) wo sie von russischen NKWD-Truppen in Empfang genommen wurden.

Spätestens da ist diesen bedauernswerten Menschen das Singen und Lachen vergangen. Zu tief saß noch die Erinnerung an die heimatlichen „Sicherheitsorgane.“

Als ich dann wenig später in der Sowjetunion war, bekam ich die ersten deutschen Kriegsgefangenen zu Gesicht. Es war für mich immer ein sehr sonderbares Gefühl, das typisch schnoddrige Berlinerisch oder das breite Sächsisch in diesem Lande in die Ohren zu bekommen.

Aber auch die vielen Fabriken mit ihren werkseigenen Lagern für Strafgefangene, sah ich in der Sowjetunion zum ersten Mal.

So hatte ich über 50 Jahre meines Lebens eigentlich immer mehr oder weniger Kontakt mit bewachten Menschen. Des Öfteren erlebte ich sogar Situationen, wo freie russische Zivilisten gemeinsam mit russischen Strafgefangenen zusammen arbeiteten und an der oft gleichen Kleidung kaum noch zu unterscheiden waren. Sowjetalltag!

Als wir in Bukatschatscha ankamen, war unser schweres Arbeitsgerät bereits bahnlagernd angekommen. Der Holzschuppen neben dem kleinen Bahnhofsgebäude war unser Basislager. Von hier holten wir uns bei Bedarf das eine oder andere schwere Arbeitsgerät und vor allem unseren Proviant in Form von Konserven. Wir waren so ziemlich komplett ausgerüstet und konnten bei Bedarf Nachschub von der Einsatzleitung anfordern. Der Nachschub klappte für die ansonsten in der Sowjetunion üblichen Versorgungsengpässe prompt. Wir waren ja nicht nur „Spezialisten“, sondern keine Dienststelle wollte verantworten, dass wir wegen eines Versorgungsengpässes unsere äußerst wichtige staatspolitische Aufgabe nicht erfüllen konnten.

Anfangs ließ sich unsere Suche nach einem Uranerzlager ganz gut an. Der Geigerzähler zeigte permanent erhöhten Ausschlag an, aber der Wert lag immer noch im Bereich der überall auf der Erdoberfläche normalen natürlichen Strahlungsenergie.

Insgesamt zwei Monate durchsuchten wir das durchschnittlich 1800 Meter hohe Akatuja-Massiv und oft schlug unser Geigerzähler sogar etwas über den allgemeinen natürlichen Strahlungsgrenzwert aus, aber dennoch wurden wir nicht fündig.

Wir hatten noch die Strahlungswerte vom vorigen Jahr sehr gut in der Erinnerung. Damals schlug im Quellbereich der Sneschnaja auf dem Ulan-Dalachaj Höhenrücken unser Geigerzähler bis fast an den Endanschlag aus. Da sind wir dann auch fündig geworden und am Feierabend haben wir ausgelassen gefeiert.

Bald hatte unsere Kollektivleiterin als Geophysikerin die Ursache für das starke Ausschlagen unseres Geigerzählers ausgemacht. Missweisungen anderer Lagerstätten mit optimalem natürlichen Strahlungswert!

Wir schickten einen Arbeitsbericht und einige Gesteinsproben an die Einsatzleitung in Irkutsk und begaben uns in ein anderes, höher gelegenes Terrain.

Auf dem Akima-Massiv wollten wir unsere Suche fortsetzen, was sich später als sehr guter Einfall erwies.

Durch ein Kommando Strafgefangener ließen wir unser gesamtes Basislager in das neue Arbeitsgebiet tragen und richteten im Flusstal der Nertscha ein neues Basislager ein.

Von Bukatschatscha bis zum neuen Basislager waren es immerhin 60 Km Fußmarsch durch pure unberührte Wildnis. Kein Weg, keine Straße, nur sukzessive ansteigendes Waldgelände, das dann oberhalb der Baumgrenze in wildzerklüfteten Fels überging.

Das Gefangenen-Kommando benötigte eine ganze Woche für den Hin- und Rückweg. Wir konnten ja nicht immer diesen langen Weg ins frühere Basislager machen, deshalb haben wir die Einsatzleitung in Irkutsk um diese Transporthilfe gebeten.

Unser Geigerzähler zeigte auch im neuen Arbeitsgebiet etwas höhere Werte an, doch nach einem Monat Suche wurden wir fündig!

Unser Oleg justierte den Geigerzähler ein über das andere Mal, um ja jeden Irrtum auszuschließen. Dann stand fest- wir waren fündig geworden!

Wieder vergoss unsere Kollektivleiterin die obligatorischen Freudentränen, dann wurde ausgiebig gefeiert.

Bis wir die Expertise vom Geophysikalischen Institut in Irkutsk von den eingesandten Proben erhielten, steckten wir noch die ungefähre Lagerstätte ab, aber so richtig waren wir nicht mehr bei der Sache.

Im vorigen Jahr bekamen wir eine großzügige Geldprämie, und was noch viel wichtiger war, jeder von uns bekam die begehrten Produktentalon für Luxusartikel. Ohne diese Talons hätte man mit dem Geld eh nichts anderes anfangen können, als es zu versaufen.

Nachdem wir vom Geophysikalischen Institut in Irkutsk eine positive Expertise erhielten, gönnten wir uns einen 14-tägigen Urlaub.

Inzwischen war fast der gesamte September 1954 vorüber und wenn wir noch etwas schönes Urlaubswetter genießen wollten, dann war es höchste Zeit für den Urlaub.

Unser Urlaub begann allerdings mit einem dreitägigen Gewaltmarsch von weit über 60 Km quer durch das Akima-Massiv und anschließend durch das Akatuja-Massiv bis nach Bukatschatscha. Erst dort waren wir wieder in der Zivilisation.

Mein Urlaubsvergnügen bestand einzig und allein in Stadtbesichtigungen. Die übrigen Kollektivmitglieder waren aus Irkutsk und Umgebung, so dass sie für kurze Zeit nach Hause fahren konnten. Ich als Rucksack-Moskowiter musste derweil die Stellung im Einsatzgebiet halten und mir die Zeit mit Spaziergängen vertreiben.

Bukatschatscha war im 17. Jahrhundert eine befestigte Kosaken-Staniza zum Schutze des Pelzhandels. Als 1806 die ersten Zwangsarbeiter nach Bukatschatscha kamen, nahm die Bevölkerung der Stadt schnell zu, denn damals durften die zur Zwangsarbeit deportierten ihre Familien mitbringen. Lager gab es keine, jeder musste sich seine Behausung selbst bauen. Das nötige Holz dazu gab es ja in den Wäldern reichlich. Auch Wachposten waren selten und die paar „Staroschi“ (Wächter) waren auch meist strafversetzt.

Nach dem Bau der Transsibirischen Eisenbahnlinie begann die Stadt kontinuierlich zu wachsen, weil viele junge Menschen, die im europäischen Teil des zaristischen Russlands keinerlei Perspektive sahen, hofften, dass sie von dem sagenhaften Reichtum Sibiriens auch etwas abbekommen. Sibirien war damals für viele Abenteurer das Reichtum verheißende Land.

Als dann 1932 eine Abzweigung von der Transsibirischen Eisenbahn ab der Station Dunajewo ins Akatuja-Bergmassiv verlegt wurde, waren die Zeiten des euphorischen Pioniergeistes schon lange vorüber.

Die Sowjets hatten zwischenzeitlich die Macht übernommen und nicht die Besiedelung einer Taiga-Wildnis mit extensiver Ausbeute des Naturangebotes, sondern harte Arbeit mit hohen Arbeitsnormen war nun angesagt.

Unter dem vorletzten Zaren von Russland, Alexander III., dem Vater des letzten von den Bolschewisten ermordeten Zaren, Nikolaus II., wurden nicht nur vermehrt Sträflinge nach Schilka und Nertschinsk verbannt, sondern auch das Regime für diese Sträflinge wurde wesentlich härter und die Arbeit war nun echte Strafarbeit.

Vom Kulturdezernenten der Stadt Bukatschatscha erfuhr ich, dass vor 150 Jahren ein Bürger dieser Stadt ein Gedicht verfasst hat, das später vertont wurde und als Baikallied um die Welt ging. Das Gedicht heißt: „Gedanken eines Entlaufenen auf dem Baikalsee.“

Der Verfasser dieses Gedichtes, der 1811 in Bukatschatscha geborene Dmitrij Pawlowitsch Dawydow, war später Lehrer in Nertschinsk und befasste sich sehr intensiv mit dem Schicksal der Verbannten. Dabei konnte er auf die sachkundige Hilfe seines Vaters rechnen, der war nämlich Aufseher in einem der Bleibergwerke von Nertschinsk. Auf ausgedehnten Reisen in die Baikalsee-Region studierte er Land und Menschen. Der Baikalsee ließ diesen Heimatforscher sein ganzes Leben lang nicht mehr los. Im Alter von 77 Jahren starb Dawydow in Wercho-Udinskowo, seinem Landsitz in der Nähe von Nertschinsk. Bis zuletzt arbeitete er als Archivar und Ethnograph in Nertschinsk.

Bei dem im Baikallied beschriebenen Flüchtling muss es sich allerdings um einen verbannten kriminellen Schwerverbrecher handeln, denn nur Schwerverbrecher trugen zur Zarenzeit in der Verbannung bei der Arbeit Ketten. Politische verbannte genossen dagegen einige Privilegien. Zu Sowjetzeiten war es dann fast umgekehrt!

Die für sibirische Kleinstädte typischen Holzhäuser sucht man in Bukatschatscha vergebens. Bei einem Brand im Januar 1943 wurde fast die gesamte Stadt in Asche verwandelt. Die früher in der Stadt existierende Feuerwehr war geschlossen zum Fronteinsatz abkommandiert worden und eine ungenügend ausgebildete Bürgerwehr, bestehend aus Frauen und Rentnern, konnte nicht löschen, weil die angelegten Löschteiche bis auf den Grund zugefroren waren.

Aber die im tristen Einheitsstil wieder aufgebaute Stadt hat dennoch einige interessante Sehenswürdigkeiten aufzuweisen.

Im nördlich der Stadt gelegenen Industriegebiet befinden sich drei Schachtanlagen des Bleibergwerks „Roter Oktober“. Nur knapp zweihundert Meter hinter den Schachtanlagen befinden sich drei große Lager für Strafgefangene mit verschärftem Regime.

Es handelt sich dabei ausschließlich um kriminelle Straftäter, die schwere und schwerste Straftaten begangen haben.

Kurz vor und nach dem Schichtwechsel kann man die Strafgefangenen in ihrem dünnen Drillichzeug zu sehen bekommen.

Zehn Mann nebeneinander, allesamt untergehakt, und ca. 30 Reihen davon, kommen im Laufschrift aus dem Lager heraus und streben einer der drei Schachtanlagen zu.

Ein berittener Posten vorneweg und einer hinterher. An der Seite laufen mit lautem Gebell Hunde ohne jegliche Begleitung, ganz so, als ob sie eine Schafherde begleiten würden.

Auf alle drei Schachtanlagen bewegt sich so ein Sträflingspulk zu. Nach dem Schichtwechsel wird die Feierabendschicht auf die gleiche Weise vom Schacht ins Lager zurück gebracht.

Alles vollzieht sich im Laufschrift und das Geklapper der Holzschuhe der Sträflinge ist weit zu hören.

Wie mir einer der Posten vor der Schachtanlage erzählte, ist das Mindeststrafmaß der hier eingesetzten Sträflinge 10 Jahre Strafearbeitslager mit verschärftem Regime.

Aber eine große Anzahl hat 25 Jahre Strafearbeitslager aufgebrummt bekommen. Sogar einige mit zu zweimal 25 Jahren Arbeitslager verurteilte Sträflinge gibt es in den Lagern.

Weiß der Teufel, was sich da der Staatsanwalt gedacht hat!

Eines der Lager ist für Sträflinge mit Arbeitsbewährung eingerichtet. Je nach Schwere der Arbeit wird dem Sträfling im Verhältnis 1 = 2 oder sogar 1 = 3 ein Teil der aufgebrummten

Strafe erlassen. Das heißt also, ein Arbeitstag gleich 2 Tage Haft oder sogar ein Arbeitstag gleich 3 Tage Haft. So könnten theoretisch zehn Jahre Haft in mindestens drei Jahren und vier Monaten abgearbeitet sein. Fraglich ist nur, ob bei dem physischen Zustand der Sträflinge je einer durch Schwerarbeit eine vorzeitige Haftentlassung erleben wird.

Unter den Sträflingen kann man alle Altersgruppen ausmachen. Sehr viele Jugendliche, aber auch einige ziemlich alte und gebrechlich wirkende Sträflinge befanden sich in den Kolonnen. Alle haben einen kahlgeschorenen Kopf und auf der Kleidung mit blauer Farbe eine Kennzeichnung in Form eines dicken Streifens auf dem Rücken, an den Ärmeln und an den Hosenbeinen.

Der physische Zustand der Häftlinge ist als ziemlich kritisch zu bezeichnen. Ob das nun von mangelnder Ernährung oder gesundheitsschädlicher Arbeit kommt, kann ich nicht beurteilen. Womöglich ist sogar beides der Grund für das Aussehen der Sträflinge verantwortlich.

Wenn man sich die Schachtanlagen des Werkes „Roter Oktober“ anschaut, dann kann man nur noch von Schrottkonstruktionen sprechen. Kein einziges Fenster weist eine heile Glasscheibe auf. Am Mauerwerk fehlen Quadratmeter von Putz. Die Eisenkonstruktion der Fördertürme sind einige Male mit Stahlplatten an den Bruchstellen repariert und um eine einigermaßen feste Stabilität zu erreichen, ist die gesamte Konstruktion der Fördertürme zusätzlich noch mit einigen Eisenverankerungen versehen worden.

Aber die drei Schachtanlagen tragen hochtrabende Namen wie: „Rotes Banner“, „Bolschewik“ und „Revolution“.

Aus den Namen der Schächte kann man unschwer erkennen, dass es sich um eine Namensgebung unmittelbar nach der Machtübernahme der Bolschewisten handelt. Die Schächte sind alle etwas über 1700 Meter tief und unter Tage verlaufen mehrere Kilometer Stollengänge.

Wie mir einer der freien Bergmänner sagte, wird unter Tage grundsätzlich nackt gearbeitet. Bei einer Temperatur von 30 – 35 Grad in den unteren Vortriebsstollen ist das die einzige Möglichkeit, einigermaßen schweißfrei arbeiten zu können.

Da freie Bergmänner gemeinsam mit Sträflingen unter Tage zusammen arbeiten müssen, und dies ohne dass auch nur ein einziger Wachposten unter Tage ist, wird die Unterscheidung ganz einfach dadurch bewerkstelligt, dass die Grubenlampen der Sträflinge einen blauen Streifen auf dem Leuchtkörper aufweisen.

Der Rohstoff zur Bleigewinnung, der unter Tage abgebaut wird, nennt sich Weißbleierz und hat mit dem Fertigprodukt, so wie man es als Laie kennt, gar keine Ähnlichkeit. Erst nach einem äußerst aufwendigen Aufbereitungsverfahren kann das fertige Endprodukt Blei gewonnen werden.

Das geförderte Bleierz wird in großen Schachtöfen vom Gestein getrennt. Da Blei einen sehr niedrigen Schmelzpunkt aufweist, wird das Rohblei durch Hitze vom Gestein getrennt und anschließend im Röstreduktionsverfahren entschwefelt und agglomeriert, das heißt also, durch Gebläseluft wird das flüssige Blei zu Stücken kaltgeblasen.

Anschließend müssen diese Rohbleistücke noch raffiniert werden. Da das Rohblei noch mehr oder weniger Anteile von Kupfer, Nickel, Kobalt, Zinn, Arsen und Antimon enthält, wird das Rohblei in Niederschachtöfen von diesen Fremdanteilen befreit.

Aber noch immer ist das Rohblei nicht ganz frei von Fremdanteilen. Die nun noch enthaltenen Edelmetallanteile Gold und Silber müssen noch in einem Schmelzbad unter Zufügung von Zink herausgeschmolzen werden.

Nach diesem Prozess ist das Rohblei frei von seinen natürlichen Fremdstoffen. Aber da beim Edelmetallausscheiden Zink in die Bleischmelze zugefügt werden musste, muss noch einmal ein allerletztes Reinigungsverfahren unter Zufügung von Ätzalkalien praktiziert werden.

Erst jetzt ist das Rohblei frei von sämtlichen natürlichen Fremdstoffen und kann als Industrierohstoff ausgeliefert werden.

Der gesamte Raffinierprozess ist höchst gesundheitsschädlich und wird, von ein paar freien Aufsichtsfunktionären abgesehen, ausschließlich nur von weiblichen Sträflingen bewerkstelligt.

Wenn man sich die Werkshallen anschaut, in denen die einzelnen Ausscheidungsprozesse stattfinden, dann kann man selbst als Laie erahnen, was die Arbeiterinnen an gesundheitsschädlichen Dämpfen einatmen müssen.

Auch die Werkshallen machen allesamt einen äußerst desolaten Eindruck. Was sich an Sudrückständen um die kaputten Fensteröffnungen im Mauerwerk angereichert hat, ist eigentlich pures Gift!

Der einzige Arbeitsschutz besteht in einem Tuch, das sich die Arbeiterinnen vor Mund und Nase gebunden haben. Zur gesundheitlichen Prophylaxe gibt es pro Tag noch einen halben Liter Milch.

Auch die in den Raffinierwerken tätigen weiblichen Sträflinge sind allesamt Kriminelle und ähnlich wie ihre männlichen Leidensgenossen zu Langzeitstrafen verurteilt.

Jede Werkshalle ist mit einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben und stellt jede für sich betrachtet ein separates Arbeitslager dar. Innerhalb dieser „Zona“ befinden sich auch die Unterkunftsbaracken für die weiblichen Sträflinge.

Durch diese hermetische Abriegelung der einzelnen Werkshallen konnte das Wachpersonal auf ein Minimum beschränkt werden.

Und noch eine Entdeckung machte ich auf meinem Stadtrundgang durch Bukatschatscha. Während ich durch die Straßen schlenderte, begegnete mir die städtische Müllabfuhr. Ein Pferdefuhrwerk, gezogen von zwei Pferden, sammelte den Hausmüll der Einwohner ein. Wieder waren weibliche Sträflinge in grauen Arbeitskitteln mit blauen Streifen auf dem Rücken und an den Ärmeln bei der Arbeit.

Eine kräftige Aufseherin mit einem derben Knüppel am Koppel, beaufsichtigte die Sträflinge. Manchmal verschwanden die Frauen in den Häusern, um Mülleimer vom Hinterhof zu holen. Als ich die Aufseherin fragte, ob sie denn keine Bedenken hätte, die Sträflinge einfach aus ihrem Blickfeld in die Häuser verschwinden zu lassen, lachte sie und sagte mir auf den Kopf zu, ich sei bestimmt neu hier in der Stadt.

Als ich dies bestätigte, erklärte mir die Aufseherin, um wen es sich bei diesen weiblichen Sträflingen handelt.

Die Sträflinge kamen vom hiesigen Familienlager und waren allesamt Mütter von Kleinkindern. Es handelte sich dabei um Frauen, die bei ihrer Verurteilung schwanger waren und nach der Entbindung im Familienlager untergebracht wurden.

Allerdings, die Bezeichnung Familienlager ist irreführend, denn in dem Lager ist kein einziger Mann zu sehen. Nur Mütter mit ihren Kindern sind dort untergebracht.

Bis zum Alter von drei Jahren dürfen die Kinder bei ihrer Mutter bleiben, danach werden sie vom Staat übernommen und die Mutter in den „normalen Arbeitsprozess“ eingegliedert.

Das Kind im Lager und die drohende Aussicht auf die Arbeit in den giftgeschwängerten Werkshallen ließ den Sträflingen jeden Gedanken an eine Flucht vergessen.

Aber mit der typischen Kennzeichnung an der Kleidung der Sträflinge war an Flucht eh nicht zu denken. Da es sich ausschließlich um kriminelle Sträflinge handelte, gab es auch keinerlei Hoffnung auf Hilfe in der Bevölkerung.

Mein Mitleid mit diesen Sträflingen hielt sich zwar in Grenzen, aber auch gegenüber von Verbrechern hat der Staat, der diese Verbrecher in Gewahrsam nimmt, eine Verantwortung in

Bezug auf das Leben und die körperliche Unversehrtheit. Doch nach allem, was ich in Bukatschatscha zu sehen bekam, ist es mit dieser Verantwortung nicht weit her.

Die Sterblichkeitsrate ist selbst für sowjetische Straflager ungewöhnlich hoch. Wenn man den Einwohnern von Bukatschatscha glauben darf, dann sind die Lager für die Schachtanlagen des „Roten Oktober“ seit 1928, dem Jahr, in dem unter sowjetischer Administration nach den Bürgerkriegswirren in Sibirien die Produktion wieder aufgenommen wurde, mindestens schon dreimal ausgestorben und die Lager in den Raffineriewerken sogar schon gut ein Dutzend Mal. Das heißt also, die weiblichen Sträflinge in den Werkslagern der Raffineriewerke zahlen den höchsten Zoll an Leben. Allerdings sind diese Werkslager auch wesentlich kleiner als die Lager für die Gruben.

Dennoch, einen Friedhof für die toten Sträflinge sucht man vergebens. Die Toten aus den Lagern werden in großen Gruben beerdigt. Diese Gruben befinden sich in einem ausgedehnten Waldstück hinter den Lagern der Schachtanlage und zählen somit zur jeweiligen Zona des Lagers.

Es gibt sogenannte Sommergruben und Wintergruben für die Toten. Der einzige Unterschied zwischen beiden Gruben ist in der Tat nur die jeweilige Jahreszeit und die Art der Zugabe von Chlorkalk.

Im Sommer werden die Leichen in einer Reihe in die Grube gelegt, mit einem Spaten der Brustkorb und die Bauchdecke aufgespaltet und anschließend mit Chlorkalk gefüllt. Danach wird die Reihe der Leichen mit Erdreich abgedeckt.

Im Winter werden die Leichen einfach nur in die im Herbst ausgehobene Grube geworfen und bleiben dann bis zum Tauwetter darin liegen. Erst im Frühjahr werden die Leichen in einer Reihe verlegt und einfach nur dick mit Chlorkalk bestreut und danach mit Erdreich abgedeckt.

Ist eine Grube mit Leichen gefüllt, dann wird die Oberfläche mit dem Samen von Hagebutten bestreut und anschließend mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt. In wenigen Jahren bildet sich dann ein dichtes Dornengestrüpp über den Gruben, das gern von den Elstern als Nistplatz benutzt wird.

So nimmt es nicht Wunder, dass sich hinter dem Lagerkomplex ein dichter Wall von herrlich anzuschauenden Wildrosen gebildet hat.

Aber auch die freien Bürger in Bukatschatscha werden nicht sehr alt. Deren Tote werden zwar auf einem ordentlichen Friedhof begraben, doch der Stadtfriedhof macht einen sehr ärmlichen Eindruck. Meist ist nur ein dickes Holzbrett mit dem Namen und dem Geburts- und Sterbedatum des oder der Toten am Grab angebracht. Nach kurzer Zeit ist das Brett verwittert und man kann nicht mehr erkennen, wer in dem Grab ruht.

Bekanntlich ist ja der kleine Bindestrich zwischen dem Geburtsdatum und dem Sterbedatum auf Grabmälern genau das bisschen Leben, was einem Menschen vergönnt ist. Aber es ist auch ein untrügliches Zivilisationsmerkmal. Denn je länger die Zeitspanne zwischen dem Geburtsdatum und dem Sterbedatum, desto länger die Lebenserwartung. Je länger die Lebenserwartung, desto höher der Zivilisationsgrad. So kann auch ein Friedhofsbesuch sehr aufschlussreiche Erkenntnisse zeitigen.

Wie mir ein alter Mann erzählte, wurden die toten Sträflinge früher einfach in den abgeräumten Stollen unter Tage abgelegt. War ein Stollen voll, dann wurde der Stollen dicht verschlossen.

Da wir in Irkutsk von der Einsatzleitung bei der Einweisung in unser neues Arbeitsgebiet unter anderem auch eine Postojannaja putjowka (Dauerfahrtschein) erhielten, konnte ich

während desurlaubes bequem in jedem Ort mit Bahnanschluss einen kleinen Stadtbummel machen.

Auch in den anderen Kleinstädten gab es Lager mit Sträflingen, die im Wald beim Fällen von Bäumen und in den Sägewerken eingesetzt waren, aber gegen die Arbeit in den Bukatschatscha-Hütten war das Erholung pur.

Erst in Nertschinsk gab es wieder einige interessante Sehenswürdigkeiten zu sehen. An einem Regentag begab ich mich in Nertschinsk ins Naturkundemuseum. Außer der ausgestopften heimischen Tierwelt und einigen für Sibirien typischen Pflanzen gab es noch eine Gemäldegalerie zu sehen.

In dieser Gemäldegalerie waren Werke von begabten Malern ausgestellt, meistens Zwangsdeportierte, die den Alltag der Verbannten und das Leben in den sibirischen Siedlungen in der Gründerzeit darstellten.

Da es sich um Zeitdokumente aus der Zarenzeit handelte, hatte die allgewaltige Sowjetzensur wohl nichts gegen das Ausstellen der Bilder einzuwenden. Doch so manches Bild reizte förmlich zum Vergleich zwischen Verbannung in der Zarenzeit und in der Stalinzeit.

Schon der Umstand, dass Verbannte in der Zarenzeit überhaupt die Möglichkeit hatten, ihr Malzeug mitnehmen zu dürfen und auch Zeit und Muse fanden, dieser zeitaufwendigen Tätigkeit nachgehen zu können, lässt den Betrachter ins Grübeln geraten.

Wo hat es das in Stalins Lagern je gegeben? Wer in Stalins Lagern seiner künstlerischen Neigung nachgehen wollte, durfte sich höchstens als Maler von roten Spruchbändern und wohlfeilen Propagandaparolen betätigen.

Ein Bild aus den Gründertagen von Tschita brachte mich zum Schmunzeln:

Ein paar alte Frauen gehen einer holprigen Siedlungsstraße entlang, auf dem Rücken Körbe mit Beeren, die sie im Wald gesammelt hatten.

Ein großer Bär haut von hinten mit seiner Tatze auf den Korb einer Frau und bringt so zu Fall. Ein paar beherzte Männer mit dicken Knüppeln eilen aus den Häusern, um den Bär zu verjagen.

Ein anderes Bild zeigt Bauarbeiter beim Bau der Transsibirischen Eisenbahnstrecke. Aus einem Mannschaftswaggon stürzen Hals über Kopf entsetzte Bauarbeiter aus den Fenstern und Türen des Waggons, weil auf der anderen Waggonseite ein dicker Bär durch die Waggontür ins Innere des Waggons dringt.

Solcherlei Begegnungen zwischen der heimischen Tierwelt und den Neusiedlern in den sibirischen Siedlungen oder der Streckenarbeiter des Transsistraktes hat es in der Gründerzeit sicher oft genug gegeben.

Als in der dritten Oktoberwoche unsere Kollektivmitglieder von ihrem Urlaub in Nertschinsk eintrafen, brachten sie auch gleich den Einstellungsbescheid für unseren Einsatz in diesem Gebiet mit.

Die ersten starken Nachtfroste und leichter Schneefall kündigten den nahenden Winter an. Aber noch einmal musste ich mit einem Kommando Strafgefangener und deren Bewachung ins ca. 60 Km entfernte Nertscha-Tal zu unseren Basislager marschieren, um das Gerät und unseren Proviant abzugeben. Unsere Frau Doktor Walewskowa regelte derweil die Ausreiseformalitäten aus dem Sperrgebiet.

Als Belohnung für ihre Mühe habe ich den Gefangenen unsere Tabakwaren und Konserven im Basislager versprochen.

In der zweiten Novemberwoche hatten wir unsere gesamten Gerätschaften auf der Bahnstation Bukatschatscha aufgegeben und konnten das Einsatzgebiet verlassen.

Für mich stand allerdings noch eine Woche Fahrt auf dem Transsistrakt nach Moskau bevor.